



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bunsen`s Denkwürdigkeiten : (Schluß zu Nr. 38.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Civilliste, Congreß, Gesandte, Beamte u. s. w.	Dollars	36,000,000
Marine	"	17,000,000
Armee und Kriegsdepartement	"	33,081,000
Pensionen	"	25,000,000
Kriegsprämien	"	40,000,000
Hafenverbesserungen u. s. w.	"	1,500,000
Departement des Innern, Indianer u. s. w.	"	3,500,000
Vergütungen für während des Kriegs zerstörtes oder verbranntes Eigenthum	"	6,000,000
Freedmen's Bureau	"	500,000
	Dollars	288,581,000

Ueberschuß der Einnahmen ca. 50,000,000, wovon ca. 34,000,000 Dollars in Gold.

Bunsen's Denkwürdigkeiten.

(Schluß zu Nr. 38.)

Bunsen konnte nach seiner Verabschiedung die längstgehegte Absicht ausführen, sich ganz der Vollenbung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Früher hatte er daran gedacht, sich in Bonn niederzulassen, indeß schien es ihm, so lange das Regiment des Ministeriums Manteuffel dauerte, gerathener, Preußen zu meiden und er wählte Heidelberg zu seinem Aufenthalt. Hier entstanden zunächst die „Zeichen der Zeit“, der Fehdebrief, den er gegen die damals auf dem Höhepunkt stehende kirchliche Reaction richtete und durch den er mit vielen seiner früheren Gesinnungsgegnen offen brach. Die erste Veranlassung zur Entstehung dieser Streitschrift war vom Könige ausgegangen. Klagen über unerhörte Bedrückungen der Evangelischen in Oesterreich und Toscana hatten das Herz des Königs ebenso empört, wie die damals betriebene Erklärung der unbefleckten Empfängniß Mariä zum Dogma; er wünschte, daß dagegen protestantischerseits ein umfassender Protest erlassen werde und hatte Bunsen aufgefordert, sich deshalb mit dem Erzbischof von Canterbury in Verbindung zu setzen. Letzterer lehnte ab und so ergriff Bunsen selbst die Feder; in sieben an Arndt gerichteten Briefen protestirt er gegen die Kühner als je hervortretenden Anmaßungen der römischen Hierarchie. Der bekannte Bischof Ketteler hatte das Bonifaciusjubiläum zu einem Hirtenbriefe benutzt, in dem er den Abfall des deutschen Volkes vom Katholicismus durch die Reformation mit dem Abfalle des Judenthums durch die Kreuz-

gung Christi verglich. Bunsen beleuchtete nun an der Hand der Geschichte die Stellung des Bonifacius, welcher nicht sowohl der Apostel der Deutschen als der Begründer der Hierarchie in Deutschland gewesen und dessen wesentliches Verdienst nur darin bestanden, daß er dem Despotismus der weltlichen Fürsten entgegengetreten sei, um die Hierarchie zur Erbin der christlichen Gemeindefreiheit zu bestellen. Die Entwicklung dieses Verhältnisses im Lauf der folgenden Jahrhunderte leitete dann auf den Kampf der Gegenwart über, wie er sich vornehmlich um die Forderungen des Episcopats entsponnen hat. Bunsen stellt sich demselben gegenüber unzweideutig auf die Seite des Staates, dessen gutes Recht in Ehesachen, in der Frage der Erziehung und des Unterrichts und der Ueberwachung des Vermögens von kirchlichen Corporationen er mit Wärme vertheidigt. Aber er rechtfertigt darum nicht die Mittel, die der Staat für sein Recht gebraucht. Man soll nicht einen Despotismus gegen den anderen setzen; was einst als schützende Bevormundung erschien, wird jetzt als drückender Eingriff in die individuelle Freiheit angesehen. Die einzige christliche Abwehr hierarchischer Uebergriffe ist gesetzliches Recht und Freiheit für Alle; der tiefere Grund des Streites liegt in dem Unrecht beider Gewalten, der Unterdrückung des Rechtes der kirchlichen wie der staatlichen Gemeinde, welches wiederhergestellt und umgebildet werden muß, weil nur in der Freiheit das Heilmittel für die Schäden der Unterdrückung liegt. Bunsen spricht hier aus eigener Erfahrung, er wußte vom kölnen Kirchenstreit, daß Rom im Kampf mit fremden Cabineten nicht leicht in Nachtheil kommen wird, daß seine Schwäche vielmehr nur dem entschiedenen Willen einer Nation gegenüber zu Tage kommt, wie dies sich in Belgien und Sardinien zeigte.

Der Verfasser aber läßt es nicht bei den Angriffen gegen den Ultramontanismus bewenden, er kehrt sich auch gegen die protestantische Intoleranz, welche er in Stahl als ihrem bedeutendsten Repräsentanten angreift. Merkwürdig genug war gerade Bunsen es gewesen, der Stahl aus seinem beschränkten Wirkungskreise in Erlangen auf den größeren Schauplatz in Berlin gebracht hatte. Brandis warnte ihn, der Mann sei doch eigentlich ein Sophist; doch Bunsen war so voll von Stahl's Schrift über die protestantische Kirchenverfassung, welche sich seinen damaligen episcopalistischen Ansichten angeschlossen, daß er beim König die Berufung durchsetzte. Aber während Bunsen sich in den Kämpfen der Zeit zu einer freien Auffassung durchgearbeitet, war jener begabte Mann immer mehr zum Werkzeug der Kreuzzeitungspartei geworden und trieb diese Richtung in einer vor dem Hofe gehaltenen Rede über Toleranz auf die Spitze.

Die Toleranz, sagte Stahl, sei ein Kind des Unglaubens, ihr innerster Beweggrund kein anderer, als der Zweifel an der göttlichen Offenbarung
Grenzboten III. 1868.

und damit aller sicheren und bindenden religiösen Wahrheit. Das Christenthum sei vielmehr die Religion der Intoleranz, sein Keim die Exklusivität, seine Wirkungsart die Aggression gegen alle anderen Religionen, die Propaganda unter allen Völkern. Es sei genug, daß jeder Mensch für seine Person seines Glaubens leben könne, unbeschadet seines menschlichen Rechtes und seiner menschlichen Ehre. Etwas ganz Anderes als diese persönliche Religionsfreiheit sei die Freiheit der religiösen Vereinigung, welche das Gebiet der öffentlichen Lebensordnung berühre; hier sei die Obrigkeit befugt und verpflichtet, die richtige Ausgleichung je nach dem Inhalt der betreffenden Religion und je nach den Verhältnissen des Landes zu treffen.

Gegen diese Sätze erhebt sich Bunsen, um die Toleranz als eine echt christliche Tugend zu vertheidigen. Christus sei für die Freiheit, nicht für die Knechtung der Menschen gestorben, seine Jünger hätten nicht durch, sondern unter Verfolgungen bekehrt. Die christliche Toleranz verlange nicht bloß, daß Menschen „für seine Person“ gestattet sei, seines Glaubens zu leben, sondern auch, daß er Gott nach seiner Weise öffentlich verehren dürfe, dazu treibe jede lebendige religiöse Ueberzeugung. — Auch hier sucht Bunsen die Rettung in der Neubelebung des christlichen Gemeindebewußtseins; dem schroffen Confessionalismus wird die freie Form kirchlicher Genossenschaft entgegengestellt, in welcher weniger das Bekenntniß, als die religiöse Durchdringung der Einzelnen zu betonen sei.

Es läßt sich gewiß nicht behaupten, daß Bunsen die Lösung der Schwierigkeit gefunden, und es liegt manches Begründete in den Vorwürfen der Stahl'schen Gegenschrift, aber die „Zeichen der Zeit“ übten doch eine gewaltige Wirkung. Bunsen hatte früher für einen Mann der kirchlichen Reaction gegolten, der für die Uebertragung des hochkirchlichen Systems auf Deutschland arbeite, darum ward er mit Stahl in einer Linie genannt. Er hatte dann freilich schon in seiner „Verfassung der Kirche der Zukunft“ eine Differenz mit der anglicanischen Kirche dargelegt, indem er die Nationalkirche der Staatskirche gegenüberstellte, und sich noch bestimmter in seinem Hippolytus gegen die wiederauflebenden hierarchischen Gelüste ausgesprochen, aber ein Angriff von dieser Schärfe auf die herrschende Stimmung, und gar von einem persönlichen Freunde Friedrich Wilhelm's IV. ward mit Recht als ein bedeutungsvolles Ereigniß betrachtet und die Form des Buches in zwanglosen Briefen voll Schwung und Frische förderte seine rasche Verbreitung nicht wenig. Bunsen selbst war über den Erfolg im höchsten Grade überrascht; aber derselbe verleitete ihn nicht, die Polemik zu verfolgen, er wandte sich vielmehr mit ganzer Kraft auf die positiven Aufgaben, die er sich gestellt. Nachdem er das große Werk über Egypten abgeschlossen, ging er an seine Offenbarungphilosophie, welche 1857 und 1858 unter dem Titel „Gott in der

Geschichte" in drei Theilen erschien und begann zugleich das Bibelwerk für die Gemeinde. Beide verfolgen den Zweck, die Offenbarung mit der modernen Bildung zu vermitteln, die Kluft zwischen religiösem und geschichtlichem Sinn, zwischen kirchlichem und wissenschaftlichem Gewissen zu überbrücken, indem der Buchstabenglaube aufgehoben und doch der Beweis versucht wird, daß die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte durch die Anwendung freier Kritik nicht beeinträchtigt wird. Bunsen hatte schon in Rom und Bonn beabsichtigt, eine Folge von Bibellectionen herauszugeben, bei näherer Betrachtung aber fand er es nöthig, die ganze Bibel in neuer berichtigter Uebersetzung mit Einleitung und Commentar herauszugeben: sein Zweck war, die Bibel dem Bewußtsein der Neuzeit wieder aufzuschließen und für das Gewissen der Menschheit wieder fruchtbar zu machen. Er ging an die Lösung der Aufgabe mit der festen Ueberzeugung, daß sie möglich und nothwendig sei; daß sie ihm gelungen, läßt sich schwerlich bejahen, zumal ihm nicht einmal vergönnt war, das Werk zu vollenden; daß es jedenfalls anregend gewirkt hat, wird schon durch die Essays and Reviews bewiesen.

Am politischen Treiben nahm Bunsen während dieser Jahre wissenschaftlicher Thätigkeit wenig Antheil. Nur einmal trat er aus seiner Zurückgezogenheit heraus als der König ihn dringend einlud, als sein Gast nach Berlin zu kommen, um der evangelischen Allianz beizuwohnen; dort sahen sich Beide noch einmal. Unmittelbar darauf erkrankte Friedrich Wilhelm, sein letzter Regierungssact war die Erhebung Bunsen's ins Herrenhaus, in welchem derselbe zu Beginn der Regentschaft seinen Platz einmal einnahm. Lebhaft verfolgte er die heranziehende Verwicklung in Italien; mit dem richtigen Instinct, den er so oft für anscheinend fernliegende Dinge zeigte, hatte er schon 1856 nach dem pariser Congress an Cobden geschrieben: „Ich freue mich, daß ein Schritt in der ersten Richtung gethan ist, durch den Grundsatz, den Lord Clarendon vertheidigt hat — Schiedsrichterspruch und Nichtintervention. Politisch freilich haben wir nichts gewonnen. Polen und Italien, die beiden vergifteten Wunden Europas, sind geblieben wie sie waren und Italien ist jetzt überdies das unvermeidliche Object des nächsten von Louis Napoleon beschlossenen Krieges geworden.“ Jetzt aber, im März 1859 spricht er sich bestimmter aus: „Meine Ansicht ist unverändert — die österreichische Herrschaft in Italien und die militärische Occupation sowie die fortwährende Einmischung, in Staaten, die ihm nicht gehören, geht Deutschland nichts an und je eher dieser Gräuel aufhört, desto besser für Oestreich selbst. England und Deutschland sind stark genug um zu hindern, daß Italien eine französische Provinz werde. Betteg Michel ist von Tollheit ergriffen nach dem jahrelangen Vergiftungsproceß durch österreichische und ultramontane Unwahrheiten. Ist nicht von allen Seiten während 36 Jahren Alles auf-

geboten, Oestreich zur Vernunft zu bringen? Haben nicht alle wohlmeinenden und scharfblickenden Staatsmänner, Canning einbegriffen, vorausgesagt, was sich jetzt vollzieht? nämlich daß Oestreich unfehlbar die Macht Frankreichs provociren werde, um durch dieses aus Italien verdrängt zu werden? Welche Sache wird durch die Agitation dieser wüthenden Feinde Frankreichs gewinnen? Die des Papstes und der Jesuiten, die der östreichischen Tyrannei. Also ihre Tendenz ist gegen unser innerstes Leben gerichtet, gegen den Protestantismus, Glaubensfreiheit, Preußen und den deutschen Bundesstaat. Frankreich und Rußland sind letzterem entgegen, aber das Haus Oestreich allein ist der Feind von Deutschland selbst. Es ist das erstemal, daß die öffentliche Meinung in Deutschland verächtlich und bemitleidenswerth eine große und edle Sache aufgibt, sich auflehnt gegen eine providentielle Fügung zu Gunsten eines schwergeprüften Volkes und daß Protestanten nicht nur die politischen, sondern auch die geistlichen Fesseln küssen.“

Bunsen mußte aus Erfahrung, was das östreichische Joch für Italien bedeute; so vergaß er in seiner Freude über die Wiedergeburt eines ihm theuern Volkes die staatsmännischen Bedenken, die er sonst gegen Napoleon's Pläne gehegt. Hatte er doch 1838 Rom mit dem Scheidegruß verlassen:

Leb wohl und mögen deine ew'gen Pforten
 Sie fallen sehn, die sich im Lammeskleide
 Gesezt auf deinen Thron, den Geist zu morden!
 Die Gottes Land gemacht zu öder Haide,
 Die Aufruhrs und Unglaubens Mutter worden!
 Die Schuld an meines Volkes Blut und Leide!

Er hielt sich an die ideale Seite der Erhebung und überschätzte daher auch Garibaldi's Bedeutung, den er schlechtweg als den nationalen Helden und Befreier feiert, während er von Cavour fast ganz schweigt.

So lebhaft bewegte ihn diese Frage, daß er Pläne machte, Italien noch einmal zu sehen. Aber er sollte sie nicht ausführen; ein Herzübel, das sich schon seit einigen Jahren gezeigt, trat jetzt mit beunruhigender Heftigkeit auf und die wiederholten Winteraufenthalte in Cannes vermochten wohl zeitweilige Linderung, aber keine Heilung zu schaffen. Nach der Uebersiedelung von Heidelberg nach Bonn entwickelte sich das Uebel rasch und nach schwerem Kampfe starb Bunsen Ende November 1860, umgeben von den Seinigen, denen er noch Worte voll Trost und Tiefe spendete. Er ruht an der Seite seines Meisters Niebuhr. —

Ueberblicken wir nun noch einmal dies vielseitige Menschenleben und fragen wir, worin vornehmlich seine Bedeutung liegt, so dürfen wir mit den Worten antworten, die ein ihm nahestehender Staatsmann noch kurz vor Bunsen's Tode aussprach: „Sein Hinscheiden wird eine große Lücke zurück-

lassen. An Frische der Anregung in großen Dingen ersetzt ihn Niemand. Seine Bestimmung war, diese Anregung in unser officiell wissenschaftliches Leben überzuleiten und Organe zu finden, die ihm darin als praktische Ausführer dienen konnten.“ Treffender kann Bunsen nicht gewürdigt werden; seine Bedeutung lag in der Anregung, nicht in der selbständigen und consequenten Durchführung. Obwohl reich an politischem Scharfsinn, fühlte er doch selbst, daß er nicht zum eigentlichen leitenden Politiker geboren sei. „Als Staatsmann im Vaterlande am Steuer zu stehen, halte ich durchaus nicht für meinen Beruf, dieser ist meiner Ansicht nach hoch auf dem Vormast zu beobachten, was für Land, was für Wellenbrecher, was für Zeichen eines kommenden Sturmes da sind und dann dies dem weisen und praktischen Steuermann zu künden“ schrieb er 1855 an Rostner. Sein rascher, oft genialer Blick übersprang zu häufig die nothwendigen Mittelglieder zwischen der Idee und ihrer allmählichen Verwirklichung und er mußte oft nicht das Nützliche von dem Wünschenswerthen zu unterscheiden oder doch nicht entgegenstehende Hindernisse richtig zu schätzen, so z. B. bei seinem Project, Californien von Mexico zu kaufen, gegen welches sich Humboldt entschieden erklärte. Zum Staatsmann fehlte ihm auch die nöthige Concentration auf die Politik; zu sehr war er durch die mannigfachsten Interessen in Anspruch genommen und er selbst gestand offen, daß die Wissenschaft ihm im Vordergrund stehe. Durch diese Vielseitigkeit aber kam in seine gesammte Thätigkeit etwas Dilettantisches. Wir halten für nicht angemessen, über seine theologisch-historischen Arbeiten zu urtheilen, aber es ist bekannt, daß die Stichhaltigkeit ihrer Resultate von bedeutenden Autoritäten stark angezweifelt wird. Auch den Laien muß oft die Kühnheit seiner Behauptungen betroffen machen, wie wenn er z. B. II, p. 377 sagt: „Ich kann jetzt beweisen, daß das menschliche Geschlecht nicht älter als 25,000, nicht jünger als 20,000 Jahre ist.“ Dabei bedient er sich einer Schreibweise, die in ihrem Schwung und Bilderreichtum oft sehr unklar wird; es fehlt ihm jene systematische Bildung und jene wohlthätige Nüchternheit, die nöthig sind, der Phantasie die Waage zu halten. Aber was für das geschriebene Wort und für den praktischen Staatsmann eine Schattenseite war, das wurde im persönlichen Verkehr zum Reiz, ja oft zum unwiderstehlichen Zauber, den Jeder erfahren hat, der mit ihm verkehrte. Dieser anregende Verkehr war es auch, was vor Allem Friedrich Wilhelm IV. fesselte, ihn, der einst, als ein Höfling seinen Aerger über die Bevorzugung des Parvenus etwas zu sehr merken ließ, ärgerlich ausrief: „Gönnt mir doch für ein paar kurze Tage den Genuß, einen geistreichen Menschen um mich zu haben, der mich belebt, während ich doch Wochen lang Geduld habe mit so vielen langweiligen Gesellen, die mich drücken.“

Bunsen hatte das seltene Glück, zweien Königen nahe zu stehen und durch sie bedeutenden Einfluß zu üben, aber wir sehen an ihm zugleich, wie mißlich es ist, wenn ein Staatsmann seine Stellung ausschließlich auf das persönliche Verhältniß zum Fürsten baut. Bunsen mußte selbst bekennen (II, 142), daß er nie Minister in Preußen werden könne, weil er keine Stellung im Lande habe. So litt er zwei Mal Schiffbruch, als die Fürsten, die ihn bisher gehalten, ihn fallen ließen, 1839 Friedrich Wilhelm III. in Rom, 1854 Friedrich Wilhelm IV. in London. Er wird bei diesen Gelegenheiten erkannt haben, daß persönliches Vertrauen des Souveräns, wie unschätzbar es für den Staatsmann ist, doch nie den festen Halt ersetzen kann, den eine sachlich begründete Stellung giebt.

So tritt uns Bunsen in dem vorliegenden Buche entgegen und das Gesamtbild wird wohl auch für die Zukunft wesentlich dasselbe bleiben. Aber erst die Veröffentlichung seines Briefwechsels, namentlich mit Friedrich Wilhelm IV., wird seine Stellung zu den politischen Tagesfragen klar machen.

Aus Schleswig-Holstein.

18. Sept.

„Das Thun interessirt, das Gethane nicht.“ Und so wird die in den preußisch-deutschen Staat endgiltig eingereihte Provinz Schleswig-Holstein mit ihrem ferneren Wohl und Wehe kaum noch etwas von der erregten Theilnahme unter dem deutschen Volke wiederfinden, die durch so lange Jahre die Geschehnisse der Herzogthümer überall begleitete, als um die Fragen Deutsch oder Dänisch? Provinz oder Kleinstaat? noch gerungen wurde. Der Mehrzahl der Deutschen hat sich ersichtlich sogar nach all' dem sympathischen Interesse der Vergangenheit ein entschiedener Ueberdruß bemächtigt, von dem gewonnenen Bruderstamme Weiteres zu hören, seit er zwischen die schwarzen weißen Grenzpfähle gerathen und in normale königl. preußische Unterthanenschaft umgewandelt ist. Die politische Apathie ist ja heute endemisch geworden unter uns. Und doch, wem die thatsächlichen Lösungen des Jahres 1866 den Sinn nicht stumpf gemacht haben für das innere Getriebe des politischen Körpers, Pulsschlag und Nerv des deutschen Volksthums, wer nur ein wenig in die Zeiten hinauszuschauen liebt, findet in dem heutigen Schleswig-Holstein noch immer des politisch Interessanten die Fülle. Es gibt in der That kaum ein zweites Stück deutscher Erde, auf dessen Oberfläche sich der